



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Krankheit des Jahrhunderts.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

bei uns unter dem Kaffeetische, und die Lampe unter der Kanne wird niemals anders als mit einem Blatte derselben angezündet.“ Ferner: „Keine unter uns darf auf ihren Nährhmen ein Gedicht stecken, welches gut deutsch geschrieben ist. Wo hingegen viel lateinische und französische Wörter eingemischt sind, da ist es erlaubt.“ Oder: „Keine unter uns ist befugt, einer Mannsperson freundlich zu begegnen, die in ihren Höflichkeiten ein Sprachengemenge macht.“

In einem spätern Stücke der „*Tablerinnen*“ wird berichtet, daß sich auch eine *Société des galants hommes* gebildet habe, deren Satzungen in allen Stücken das Widerspiel zu denen der Gesellschaft der deutschen Muses darstellen. Wer in diese Gemeinschaft aufgenommen sein will, muß darum mit einem Briefe ansuchen, in welchem mindestens der dritte Teil der Wörter aus einer fremden Sprache ist. Der letzte Abschnitt der in einem fürchterlichen Sprachgemengsel abgefaßten Satzungen lautet: „Wer mit einer *Beauté charmiret*, so die *feuillantes volantes* der *Tablerinnen aestimiret*, der wird *cum infamia* aus unsrer *Société* relegiret.“

Das Gesagte wird hinreichen zu dem Beweise, daß Gottsched verdient, als Freund und Förderer deutscher Sprache und deutschen Wesens in gutem Andenken zu stehen. Wir schließen mit einem Wunsche Gottscheds, der im ersten Stücke des zweiten Jahrganges seiner „*Bernünftigen Tablerinnen*“ den Lesern seine Neujahrswünsche darbringt und unter andern guten Dingen auch wünscht: „Allen Deutschverderbern eine Hochachtung gegen ihre Muttersprache!“



Die Krankheit des Jahrhunderts.



ie „Krankheit des Jahrhunderts“ hätte schon lange einen Helfer brauchen können, der vor allem die zahlreichen Ärzte aufs Korn nähme und die Doktoren vom Schlage der *Diapirus*, *Purgon*, *Fleurant* von dem Bett des aufs äußerste gepeinigten Kranken hinwegtriebe. Statt dessen finden sich in Vers und Prosa, in dünnen und dicken Bänden, immer neue Doktoren, welche dem kranken Jahrhundert wichtig an den Puls fühlen und ihm ein Universalheilmittel verschreiben. Diese Quacksalber sind vor allem daran zu erkennen, daß sie der einzelne Mensch angeblich nichts, die ganze Menschheit dafür umso mehr kümmern, daß sie dennoch aus einem einzelnen gut oder schlecht beobachteten Falle die erstaunlichsten Folgen ziehen, daß sie sich allein die Kraft der Erkenntnis und durchgreifender Hilfe zusprechen und gegen jeden Schwindel — ihren eignen natürlich ausgenommen — gewaltig zu Felde ziehen. Sie führen ihre *Alystersprigen* im

Arm und ihre Lattbergen in der Tasche und beweisen in einem Atem, daß der Kranke sterben werde, wenn er eine andre Mixtur brauche als die ihre, und unfehlbar leben und gedeihen müsse, wenn er hinunterschlucke, was sie für ihn zusammenbrauen. Mépriser mon clystère — ruft Monsieur Purgon: Je veux qu'avant qu'il soit quatre jours vous deveniez dans un état incurable. Que vous tombiez dans la bradypepsie, de la bradypepsie dans la dyspepsie, de la dyspepsie dans l'apepsie, de l'apepsie dans la lienterie, de la lienterie dans la dyssenterie, de la dyssenterie dans l'hydropisie, et de l'hydropisie dans la privation de la vie où vous aura conduit votre folie! Ähnliche Prophezeiungen durchhallen die ganze Reihe der Bücher, die es unternehmen, uns das „Jahrhundert“ oder das, was sie dafür halten, in seiner Entartung und seinen Leiden vorzuführen. Daß unter den Doktoren und Professoren Herr Dr. Max Nordau, der Verfasser des vielberühmten Buches „Die konventionellen Lügen der Kulturmenscheit,“ einer der hervorragendsten ist, wissen wir nicht erst seit heute, und neu ist in seinem Die Krankheit des Jahrhunderts*) betitelten Buche eigentlich nur die Form. Statt eines Pamphlets oder einer Causerie bietet Nordau diesmal einen Roman. Er nennt ihn auf dem Titel nicht ausdrücklich so, aber nur als Roman können wir die Erfindung, welche in diesem Buche die Anschauungen und Darlegungen des Schriftstellers zusammenhält, ansehen.

Nordau hat durch einen öffentlich geführten Streit mit seinem Verleger, welcher den Roman angeblich vor der Vollendung und letzten Feile und wider den Willen des Schriftstellers gedruckt hatte, seine Arbeit ausdrücklich für ungeschlossen und der letzten Feile noch bedürftig erklärt. Dennoch haben wir jedenfalls mehr als eine Skizze, die etwa der eigentlichen Ausführung noch entgegenharre, wir haben ein Werk vor uns, welches in Handlung, Charakteristik und Grundstimmung nur noch kleine unwesentliche Abänderungen erfahren hätte, und dessen Wirkungen unter allen Umständen von der Gestalt ausgehen müssen, in der es, gleichviel aus welchem Grunde, einmal veröffentlicht ist. An diese Wirkung und keineswegs an eine nicht zum Ausdruck gekommene Absicht des Verfassers hat sich die Kritik zu halten.

Die Erfindung und Handlung des Romans ist phantastisch und kunstlos genug, die Betrachtungen und Raisonnements des Verfassers, welche größtenteils dem Freundespaare Eynhardt und Schrötter in den Mund gelegt sind, erscheinen offenbar auch Nordau als das weitaus Wichtigere. Da er in seinen „Paradoxen“ den Dichter als eines der überflüssigsten und schädlichsten Mitglieder der Gesellschaft geschildert hat, so legt der Verfasser der „Krankheit des Jahrhunderts“ begreiflicherweise wenig Gewicht auf poetische Vollkommenheit, und

*) Die Krankheit des Jahrhunderts. Von Max Nordau. Leipzig, Balthasar Eißner, 1888.

unbegreiflich könnte höchstens sein, daß er bei diesen Ansichten doch zur Form des Romans gegriffen hat. Indessen auch Jean Jacques Rousseau, welcher die Kunst mit dem herzlichen Haß eines demokratischen Weltbeglückers verfolgte, ist schließlich durch einen Roman „Die neue Heloise“ unsterblicher geworden als durch die Abhandlung über den schlimmen Einfluß der Künste und Wissenschaften auf die menschliche Tugend oder den Contrat social; möglich, daß Herr Dr. Max Nordau ein gleiches von seiner „Krankheit des Jahrhunderts“ hofft, möglich auch, daß er nur nach einem passenden Anlaß gesucht hat, seine Meinung von seinem Jahrhundert noch einmal zu sagen, ohne geradezu eine neue Folge der „Konventionellen Lügen“ anzukündigen.

Daß das Jahrhundert krank sei und des Arztes dringend bedürfe, besagt schon der Titel des Nordauschen Romans, und es wird auch im Verlauf der Geschichte des weitem erörtert. Daß es nicht an einer einzigen Krankheit, sondern von der Bradypepsie bis zur Hydropisie an allen erdenklichen Krankheiten leidet, für welche das große Universalheilmittel lediglich im politisch-sozialen Programm des Berliner Fortschritts oder in der republikanischen Gesinnung zu liegen scheint, geht aus der Erzählung selbst hervor. Zwar verhält sich der Hauptheld des Romans, der naturwissenschaftliche Philosoph Dr. Wilhelm Eynhardt, gegenüber der Verkündigung eines tausendjährigen Reiches der Gleichheit und Brüderlichkeit etwas kühl und zweifelnd, er beabsichtigt eine „Geschichte der menschlichen Unwissenheit“ zu schreiben, in welcher der moderne politische Freisinn ganz gewiß ein Kapitel verdienen würde. Aber da Dr. Eynhardt schließlich seinen Untergang findet, ohne sein Buch vollendet zu haben, sein Leben für das Kind seines Freundes, des „Strebers“ der Geschichte, aufopfert, so bleibt der aus Indien heimgekehrte alte Achtundvierziger Dr. Schrötter als der zugleich thatkräftige und ideale Vertreter der bessern Menschheit übrig. Der aber schildert das gegenwärtige Deutschland wie folgt: „Man schmeichelt den niedrigsten Volkstrieben und zieht sie mit raffinirter Entmannungskunst groß. Wohin ich immer sehe, es kommt mich ein Grauen an. Alles ist zermalmt, alles ist verwüstet, nichts hat der herrschende Wille aufrecht gelassen. Selbst die Jugend, unsre Hoffnung, ist teilweise durchseucht. Soll ich Ihnen alles sagen? Die tröstlichsten Menschenerscheinungen, die ich im heutigen Deutschland sehe, sind die Sozialisten. Sie haben Unabhängigkeit, Opfermut, Charakter, Idealismus.“ Und so weiter mit Grazie in infinitum. Als Gegenspieler oder Vertreter der gegenteiligen Anschauung erscheint Paul Haber, bei Beginn des Romans ein einfacher Ingenieur, der durch eine kluge und glückliche Heirat zu einem mäßigen Vermögen gelangt, dieses praktisch im Anbau von großen Moorstrecken anlegt und dabei so glänzende Ergebnisse erzielt, daß er am Schlusse des Romans als großer Grundbesitzer, Ritter mehrerer Orden, Rittmeister der Landwehrcavallerie auftritt und geadelt, freilich aber nicht ganz glücklich wird, da er auf die Erhebung in den Freiherrnstand gerechnet hatte und sich nur zum ein-

fachen „Herrn von“ befördert sieht. Nun — dem wird sich ja mit einiger Geduld und einigem Gelde nachträglich wohl abhelfen lassen.

Dies Strebertum, welches Paul Haber vertritt, ist sonach die eigentliche Krankheit des Jahrhunderts? Der Mangel idealer Gesinnung, das Kleben am Niedrigen und Nächsten, die Verachtung edlerer Empfindungen, die gänzliche Gleichgiltigkeit gegen tiefere Forschungen und Erkenntnisse, der blinde Glaube an Außerlichkeiten, der Götzendienst vor Erfolg und Geld, das Vanaufentum und die Servilität sind gewiß schlimme Lebens Elemente; inwiefern sie aber in Verbindung mit konservativer Überzeugung, mit nationaler Gesinnung und mit positiven Bestrebungen auf irgend welchem Lebensgebiete stehen, bleibt uns auch nach Herrn Nordaus Roman ein völliges Rätsel. Der Verfasser sucht durch den Hintergrund, den er seiner Erfindung verleiht, und durch das Verhältnis der Gestalten zu diesem Hintergrunde den Glauben zu erwecken, daß das gesamte deutsche Leben der Gegenwart unter der Herrschaft jener häßlichen und widerigen Elemente stehe. Die Zeichnung des Herrn Paul Haber in Ehren — es giebt Leute wie er unter uns, und es muß sie geben, aber die einzigen und die maßgebenden sind sie glücklicherweise nicht, und die „Krankheit des Jahrhunderts“ vertreten sie keineswegs. Übrigens sei anerkannt, daß gerade in dieser Gestalt Nordau am ehesten eine gewisse Objektivität, einen Zug poetischen Wahrheits sinnes bethätigt hat. Der Streber Paul ist im Grunde ein vortrefflicher Gesell, welcher nach des alten Simon Dach Worten „Treue erzeugen und Freundschaft halten kann.“ Er vergißt unter keinen Umständen, daß er Wilhelm Eynhardt die Begründung seines Glückes dankt, hält an ihm fest, auch als der Träumer wegen verweigerten Duells als Reserveoffizier entlassen und wegen vermeinter Begünstigung der sozialistischen Umtriebe aus der Reichshauptstadt ausgewiesen wird. Selbst Doktor Schrötter muß am Schlusse einräumen, daß der platte, mittelmäßige Dugendmensch, wenn er heute verschwände, vermißt werden würde. „Ein blühendes Land und Hunderte von Menschen, deren Geschick er verbessert hat, würden laut bezeugen, daß sein Erdenwallen nicht unnütz gewesen ist.“ Selbst der Verfasser deutet an, daß Paul Haber am Ende so übel nicht sei, ja wenn er nur fortschrittlich fühlte, wählte und wühlte, so würde er sofort allen wünschenswerten Idealismus besitzen.

Oder irren wir uns: soll nicht das Strebertum und der Mangel an idealer Gesinnung (Ideale sind nach Nordau immer nur die von 1848!), sondern die pessimistische und am Leben verzagende Thatlosigkeit die Krankheit des Jahrhunderts sein? „Die vornehme, große Seele hinterläßt keine Spur, und der platte, mittelmäßige Mensch gräbt seinen Namenszug dauerhaft in die Erde des Vaterlandes.“ Freilich der unglückliche Dörfeling, den der nüchterne Paul schlechtweg für verrückt erklärt, nimmt sich das Leben, als er sein philosophisches Buch vollendet hat, Wilhelm Eynhardt verliert bei der Rettung von Pauls Kinde das Leben, ehe er sein Buch vollenden konnte, und Doktor Schrötter

hat für den Rest seiner Tage höchstens Aussicht, seinen Groll und Ingrimm in der Berliner Stadtverordnetenversammlung oder in einem Bezirksvereine auszuatmen. Die Papiere Wilhelms, welcher als der herrlichste Mensch, eine Adelsnatur, „ganz aus Ebenmaß und Gleichgewicht bestehend,“ nicht sowohl dargestellt als neben der Darstellung gepriesen wird und ein tiefer Denker, ein Schriftsteller von höchsten Zielen gewesen sein soll, schenkt Doktor Schrötter „dem jungen Manne, den er und Wilhelm hatten Naturwissenschaft studiren lassen.“ Der Beschenkte ist begabt und klug und macht dem Vertrauen Ehre, das seine Gönner in seine Zukunft gesetzt haben. Er findet den ersten Band der „Geschichte der menschlichen Unwissenheit“ vollkommen druckfertig und zu zwei weitem Bänden alle Notizen und Litteraturnachweise, die nur zusammengefügt zu werden brauchen, um das Werk bis zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts zu führen. Er giebt den ersten Band im Herbst heraus. Auf dem Titelblatte nennt er sich als Verfasser, doch unterläßt er als anständiger Mann nicht, in der Vorrede gewissenhaft anzugeben, daß er sich bei der Abfassung des Werkes „der Vorarbeiten eines der Wissenschaft durch einen tragischen Tod zu früh entriessenen Privatgelehrten, des Doktor Wilhelm Gynhardt, bedient habe.“ Den zweiten und dritten Band fügt der junge Mann, der jetzt zu den Bierden der deutschen Universitäten gehört, zusammen und wird darauf hin berühmt und ein Licht der Wissenschaft. Doktor Schrötter läßt alles dies „achselzuckend“ geschehen. Seltsam in der That und nicht recht glaubhaft bei dem Manne, der sonst kampflustig genug gestimmt und mit dem Freiherrn von Münchhausen in Zimmermanns Roman der Überzeugung ist, daß alles öffentlich werden müsse, selbst der Ort, der auf hebräisch Gehenna heißt.

Aber wie es sich auch mit Wilhelm Gynhardts gelehrtem Nachlaß verhalten, wie gut oder schlecht er dem gelehrten Streber und Plagiator bekommen mag, wir sollen doch an Gynhardt als dem Einen menschlich warmen Anteil nehmen, sollen seinem Schicksal eine Thräne weihen, sollen ihn als den Mann hoher sittlicher Schönheit und tiefer Einsicht ehren. Wenn „seine Willenlosigkeit nur die Folge seiner Einsicht in die Nichtigkeit des Menschentreibens, seine Wunschlosigkeit der Ausfluß seiner Geringschätzung alles Eitel und Vergänglichlichen, seine Abkehr von der Welterscheinung tragischer Verzicht war,“ so müßten wir jedenfalls von alledem durch den Verlauf des Romans und nicht bloß durch die Aussagen des Herrn Dr. Schrötter überzeugt werden. Und wie stellt sich uns nun der große deutsche Buddhist, der Idealmensch im Nordauschen Sinne, vor Augen? Er tritt im Anfange des Romans im Schloßhotel zu Hornberg an der Schwarzwaldbahn auf, und hier verliebt sich der Wunschlose in eine junge Berliner Landsmännin Lulu Ellrich, die Tochter des üblichen Kommerzienrats. Er kann wohl merken, daß sie aus gutem und wohlhabendem Bürgerhause stammt, aber er kümmert sich nicht im mindesten darum, daß sie eine der reichsten Erbinnen ist, ja er wird, als er es durch Paul Haber erfährt,

davon peinlich betroffen, was auch einem andern anständigen jungen Manne widerfahren könnte. Denn Doktor Cynhardt besitzt zwar ein Haus in Berlin, dessen Zinserträgnisse ihm eine beneidenswerte, für ihn leider verhängnisvolle Unabhängigkeit verleihen, aber er ist weder reich im heutigen Wortsinne, noch wünscht er es zu werden. Daher kann es nicht fehlen, daß die Sommerblüte seiner Liebe in Berlin alsbald welkt. Denn im Hause der Ellrichs herrschen alle Eitelkeiten der alltäglichen Welt, und Doktor Cynhardt fehlt es so sehr an allem einfachen Billigkeitsgefühl, daß er in frohen Menschen auf der Stelle verächtliche Menschen sieht, die wieder zur Tierheit herabgesunken sind. Er entdeckt rasch, daß seine Geliebte mit allem Liebreiz ihrer Jugend „nie ein Wort der Erhebung, nie einen weiten, allgemeinen Gedanken“ hegt, er fragt natürlich nicht, ob sie ein gesundes, warmes Herz hat, ob sie weiblich opferfähig und bildungsfähig ist, sondern er grübelt über ihr Bedürfnis nach dem Schein und nach Außerlichkeiten, welche ihm sehr unerquicklich erscheinen. Darüber bricht der Krieg von 1870 aus, in welchem er sich in seiner Weise auszeichnet, sich allerdings weigert, für eine verlorene Fahne sein Leben aufs Spiel zu setzen, auch in mancher andern Beziehung kein schneidiger Reserveleutnant ist, dafür aber mutvoll und aufopfernd Verwundete rettet und den gefährlichsten Vorposten mit besondrer Vorliebe übernimmt. Er hebt aber freilich die Wirkung davon wieder auf, indem er seinen Grundsätzen getreu das eiserne Kreuz zurückweist. Daß die große Mehrzahl seiner Kameraden und militärischen Vorgesetzten hierin eine Überhebung, eine unzulässige Herausforderung ihrer Meinung erblicken muß, könnte Doktor Cynhardt im voraus wissen und brauchte also nicht aus den Wolken zu fallen, daß ein hochnäsiger Mann von Gardeoffizier, wie es ja dergleichen giebt, dem er bei Fräulein Ellrich im Wege ist, ihn frech beleidigt. Er entschließt sich, den Vorurteilen aller seiner Umgebung zu trotzen, den Beleidiger nicht zu fordern, sondern als dieser mit einer Forderung anrückt, jedes Duell zu verweigern. Er erklärt: „In den Krieg ziehe ich, weil die Staatsgesetze mich dazu zwingen. Ich kann diese Gesetze mit meinen schwachen Kräften bekämpfen, ich kann mich bemühen, ihre Änderung herbeizuführen, aber so lange sie bestehen, muß ich mich ihnen unterwerfen oder auswandern oder einen Selbstmord begehen. Wäre das Duell durch ein Gesetz vorgeschrieben, ich würde mich auch duelliren. Das Gesetz verbietet es aber gerade, und meine Anschauungen sind mit dem Gesetz im Einklang.“ Es kommt dem Denker hier nicht bei, daß das Gesetz der Sitte, den gesellschaftlichen Zuständen und Notwendigkeiten vorausgeeilt sein kann, und daß er in andern Fällen aus Mitleid, aus Billigkeitsgefühl sich auch über die bloßen Gesetzesbuchstaben hinaussetzen würde. Er wird der Märtyrer seiner Überzeugung und mit einfachem Abschied als Reserveoffizier entlassen. Der Bruch mit Lulu Ellrich, innerlich schon längst eingetreten, erfolgt damit auch äußerlich. Er ist in jedem Betracht wieder frei, wie er vorher gewesen ist. Die verscherzte Achtung gewisser Lebenskreise

vermißt er nicht, die Liebe zu Lulu erklärt er für eine Selbsttäuschung, und so lebt er denn nach seiner Weise weiter, tritt in einer großen sozialdemokratischen Versammlung den Hoffnungen der Sozialdemokratie auf das Jahrtausend des allgemeinen Genießens und Wohlergehens nach Maßgabe seiner Überzeugungen energisch gegenüber, kann aber dabei eine gewisse trübe Sympathie für die Agitation nicht unterdrücken, wird nach dem Attentat von 1878 in häßlichster Weise denunziert, von da an polizeilich überwacht, schenkt eine große Summe zur Unterstützung von hungernden Frauen und Kindern ausgewiesener Sozialdemokraten und wird darüber selbst ausgewiesen. Bis hierher vermag man eine schwache Sympathie für den wunderlichen Helden zu bewahren, der sein Empfinden und sein Handeln so gar nicht in Einklang zu setzen vermag und der das, was er für recht hält, immer nur à la Don Quixote in Szene zu setzen weiß. Was nun kommt, ist kläglich. Herr Doktor Wilhelm Eynhardt besucht zuerst seinen alten Freund Paul Haber in Hamburg, kann es aber bei diesem trotz der rückhaltslosesten Gastfreundschaft nicht über sich gewinnen, sich irgend ein unmittelbares, erreichbares Ziel zu setzen, und verläßt Habers Haus und Deutschland überhaupt, als der Landrat dem Gutsbesitzer Vorstellungen über den Aufenthalt des gefährlichen Sozialdemokraten in dessen Hause macht. Er flieht nach Ostende und von hier wieder weg, als er mit seiner frühern Geliebten Lulu zusammentrifft, die so unglücklich geworden ist, als nur ein Weib werden kann. Ruhe findet er endlich in einem kleinen französischen Seebade Ault, im Departement der Somme. Und hier führt ihn sein Mißgeschick im Hotel mit einer Gräfin Pilar Pozalbez zusammen, einer jener männerauszagehenden Heldinnen, die kraft ihrer Geburt und ihres Vermögens zur großen Welt, kraft ihrer Natur zur Halbwelt im schlimmsten Sinne gehören und bis über das fünfzigste Lebensjahr hinaus nach dem „Rechten“ zu suchen pflegen. Obgleich der Philosoph und Vertreter des Idealismus der Frau Gräfin in schroffer, ja fast roher Weise erklärt, daß er nur die keuschen und heiligen Männer liebe, die nie ein Weib berührt haben, und versichert, daß das Weib den Mann zur Tierheit herabzieht, so macht es doch der nach neuer Liebe durstigen geringe Mühe, ihn zu erobern. Sie überrumpelt ihn eines Abends, wie Philine seinen Namensvetter Wilhelm Meister. Von hier an lebt Doktor Eynhardt mit der begehrlichen Spanierin in wilder Ehe, und die Einzelheiten dieses Lebens sind breit genug ausgemalt, um selbst bei den Jüngern Bolas Gnade zu finden. Das Leben, welches er in Paris an der Seite seiner Geliebten — die er eigentlich nicht liebt —, ein halbes Jahr lang führt, ist allerdings nicht beneidenswert. Im Ende entflieht er den Armen Pilars, kehrt gebrochenen Mutes nach Deutschland zurück, wo er bei Paul und Malwine Haber in Hamburg die alte herzliche Aufnahme findet, aber innerlich gebrochen, seiner ehemaligen sehr starken Selbstachtung beraubt, an keine Zukunft mehr zu glauben wagt. Er reicht aber doch auf Schrötters Betrieb ein Gesuch um Gestattung

der Rückkehr in die Reichshauptstadt ein. Was er dort will, wird nicht klar; bevor das Gesuch noch beantwortet ist, ereignet sich das Unglück, daß der kleine Billy, Pauls und Malwinens Sohn, in den Kanal an der Hinterseite des Hauses stürzt und von Wilhelm Eynhardt unter Aufopferung des eignen Lebens gerettet wird. Die Welt kann nach dem, was er gethan hat, nicht ahnen, daß sich hier einer der wunderbarsten „Ausnahmemenschen“ für ein „Duzendkind“ dahingegeben hat. Der Knabe ist zwar erst sieben Jahre alt, aber was läßt sich nach Doktor Schrötters und Doktor Max Nordaus Anschauungen überhaupt von dem ganzen kommenden Geschlecht erwarten?

Worauf sich für den Leser der Eindruck gründen soll, daß Doktor Wilhelm Eynhardt der wunderbare Ausnahmensch sei, an dem wir den innigsten Anteil nehmen, dem wir nicht bloß Mitleid, sondern Bewunderung und Verehrung zollen müßten, bleibt uns unerschlossen. Welche Kämpfe hat Eynhardt bestanden, welche fördernden oder läuternden Gedanken hat er gehegt und vertreten, welche Schmerzen und Leiden geteilt, was hat er gelebt, um der poetischen Darstellung wert zu sein? Als Rousseaus „Neue Heloise“ ans Licht trat, sagte Frau von Pompadour unsers Bedünkens zu hart: *Combien de raisonnements et de habit vertueux pour coucher enfin avec un homme* — aber unter Verwandlung des *un homme* in *une femme* könnte man hier daselbe mit größerm Rechte sagen. Die ganze Liebesepisode zwischen Doktor Eynhardt und Gräfin Pilar Pozalbez soll den Mann interessant erscheinen lassen, der die große Leidenschaft einzulösen vermag. Allein wir erfahren ja anderseits nur zu wohl, daß die Spanierin zu den Frauen gehört, von denen es heißt: „Wählerinnen sind sie nicht — aber Kennerinnen.“ Und wir vermögen in der Willenlosigkeit, mit welcher der tiefe Denker und überzart fühlende Mann den Pariser Roman durchlebt, wenigstens keine Bürgschaft dafür zu sehen, daß er in Zukunft anders erscheinen werde. Oder wäre es die Krankheit des Jahrhunderts selbst, erleuchtete Geister und innerlich anspruchsvolle Naturen in den Schlamm der Genußlust, in den Sturm pflichtloser Glücksjagd hinabzuziehen? Jedenfalls setzen wir auf Aerzte vom Schlage des Doktor Eynhardt nur mäßiges Vertrauen und hegen gegen das Universalheilmittel des souveränen Zweifels sogar entschiednes Mißtrauen. Der Grundton des sogenannten Romans ist so unerquicklich wie die Erscheinung des Idealmenschen, der Wilhelm Eynhardt genannt wird. Auf zahlreichen Stellen durchreißt der gehässige Sensationsfeuilletonist die dünne Hülle angeblich dichterischer Darstellung. Die Schilderung des Siegeseinzuges von 1871, des allverbreiteten Denunziantenfiebers von 1878 verraten hinlänglich, mit welchen Empfindungen der Verfasser der „Krankheit des Jahrhunderts“ der Zeit und den deutschen Zuständen gegenübersteht, die die Grundlage seiner Darstellung bilden. Es wäre nutzlos, um Einzelnes zu rechten. Das Ganze wird wohl einer gewissen Anzahl von Lesern die Augen darüber öffnen, weß Ursprungs der Geist und die Originalität der „Konventionellen Lügen“ und der „Paradoxen“ waren. Wer auch jetzt noch nicht genug davon hat, der mag sich weiter belehren und, sofern er die „Krankheit des Jahrhunderts“ im eignen Leibe verspürt, weiter kuriren lassen.